

# Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

№. 166

Freitag, den 30. Juli

1920

## Meerkatz.

Poman von  
Zebor von Zobelisk

37. Fortsetzung.

Er zog einen kleinen Lederbeutel aus seiner Hofe, schürzte ihn auf und schüttelte seinen Inhalt in Jettas Hand.

Jette blickte erst stumm vor ihm stehen. Dann hob sich der saft immer genetzte Blick, und sie schaute ihn an. Aber da wurde Hoppentiedt wieder.

„Und mich nicht! In die Augen!“ schrie er. „Deine verdammten Augen! Die sind an allem schuld. . .“ Er rief sie von sich. . . „Du vorwärts, pack dich! Ich daß es zu spät wird. Drücken ist die Ursache, und dann rechtstun und denn immer gradeaus. Wartst du nicht? — vergiß nicht! Jeder sagt dir Bescheid. Und denn fort nach Amerika — New York oder sonst wohin. Ganz gleich — bloß, daß sie dich nicht kriegen. . .“

Sie konnte ohne Dank und Abschied davon. Die Strauße waren längst weg und jagten umher. Sie umkreisten in großen Bögen die liegende Jette.

„Schrei auch mal!“ schrie Hoppentiedt ihr noch nach. Sie hörte es wohl nicht mehr. Er sah, wie sie drücken am Gatter entlangliegend, um die Pforte zu suchen. Dann wandte sie sich noch einmal zurück und winkte. Es sollte ihr Abschiedsgruß sein, und darüber freute sich Hoppentiedt.

Er stand vor der Hüfte und hatte die rechte Hand als Schutz gegen den Glanz des Himmels über die Augen gelegt. Er verfolgte jede Bewegung der Jette. Jetzt war sie außerhalb des Gatters. Unter der Bäumen tauchte sie noch einmal auf und verschwand jedoch.

Zwei Stunden später stand Preysing vor ihm und schimpfte gewaltig.

„Du bist das größte Knindche, das mir je vorgekommen ist,“ sagte er. „Warum halt du sie entwichen lassen?“

„Herr Rittmeister entschuldigen,“ antwortete Hoppentiedt, „es kam so. Rämlich sie war ganz gut eingepunkt, und ich hatte ihr auch noch gelagt: Jette, lagte ich, verjude nicht etwa auszufluchen, denn erstens mal, du kommst nicht weit, und zweitens, h'et draußen sich' ich und habe immer ein Revolver in der Tasche, und da sagte sie: Ich trage ihn nicht aus, sagte sie, ihr sagt mich ja doch wieder, ich will meine Ruhe haben, und bin müde, und da hat sie sich auf die Streu gelegt und zurecht ein bißchen geputzt, aber es war nicht lange, und ist denn eingeschlafen. Du dardest ich: die tut bloß ja, dardest ich, und wenn du nicht aufpöbst, dann geht sie heidi, und ich stopps mit also meine Pfeife und setzte mich hierher, Herr Rittmeister — so grade hierher, wo der Herr Rittmeister stehen, ein bißchen weiter nach rechts, da sehe ich mich hin —“

„Kürzer!“ schrie Preysing.

„Wie meinen Herr Rittmeister? — Ach so . . . na ja — da sag ich denn für 'n ganzes Hühchen, und auf einmal ist mir so: i, den! ich, wießt doch mal nachsehen, ob sie wirklich schläft, denn, denke ich, wenn sie nicht schläft, da hat sie einfach getoga und wartet bloß auf den richtigen Moment, um sich fortzumachen. Und wie ich noch so simuliere, fällt mir auf einmal ein —“

„Kürzer!“ schrie Preysing. „Bist du denn verrückt geworden mit deiner langen Salbaderei? Wie es möglich ist, daß sie überhaupt ausstraken konnte, weiß ich wissen!“

Hoppentiedt machte ein harmloses Gesicht. „Sie war auf einmal fort, Herr Rittmeister. Vorher war sie noch dagewesen — und wie ich das lehrmal nachgesehen habe, war sie fort. J, den! ich —“

„Was du gedacht hast, ist mir sehr gleichgültig, du großes Kamel. Wo hat der Hanfen gestekt?“

„Der schielte grade 'n bißchen, Herr Rittmeister. Der sagte: Hoppentiedt, sagte er, wenn du aufpöbst, kann ich mich ja vor 'n Augenblick auf die Nase legen —“

„Aber du hast nicht aufgepaßt, du — du — du hast jedenfalls auch geschlafen —“

„Herr Rittmeister, es kam so. Ich lude also nach und seh' meine Jette ganz ruhig auf der Streu liegen, d'e Augen zu, und sie tat auch so als wie jemand, der gar nicht mehr aufwachen will. Und da stopf' ich mir für alle Fälle noch eine Pfeife — und denke noch so: so lange deine Pfeife brennt, den! ich —“

„Halt dein Maul!“ rief Preysing. „Ich will klare Antwort haben — und kurze. Du bist also auch eingeschlafen?“

„Es war bloß 'n bißchen Trüffel, Herr Rittmeister. Ich sag hier, um ungefähr der Herr Rittmeister herin, und dardest noch grade: J, je, unser großer August, das ist unser großer Strauß, der sieht ja heute die Beine so hoch —“

„Nebel!“ schrie Preysing. „Das Frauzenzimmer ist jedenfalls ausgeleert, und du wirst dafür — na, wir werden uns ja noch sprechen! Hat dir die Jette Geständnisse gemacht?“

„Zu befehlen, Herr Rittmeister, das hat sie. Es war' gar nicht alles aus ihr gekommen, hat sie gestanden, sondern sie war' auf heimtückische Weise war' sie angeflistet worden.“

„Von wem?“

„Von dem Herrn von Zinden auf Leidwasser. Dem Bruder von den beiden auf Groß-Barbaren — der Herr Rittmeister wissen schon: der, wo ihm das linke Ohrklappchen fehlt.“

Preysing begann so lächerlich zu schimpfen, daß Tante Te, die hinter ihm auf ihrer Schimmelarrete hielt, ihm ein mahnenbes „Aber Wilt!“ rief.

Dann wurde das Verhör fortgesetzt, und schließlich jagte Hoppentiedt: „Herr Rittmeister entschuldigen: ich weiß, daß ich meine Pflicht vernachlässigt habe, wie ich so 'n bißchen eingebruht bin, ohne mir was dabei zu denken. Aber ich habe auch mein Ehrgeiz, und da möchte ich den Herrn Rittmeister um meine Entlassung bitten. Ich bin es nicht mehr wert, vor seinen Augen zu erscheinen.“

Es war das ein glänzender Trumpf, den Hoppentiedt auspielte. Preysing stuhle erst, und dann bullerte er wieder los, bezog Hoppentiedt mit einer größeren Anzahl von zoologischen Gattungsnamen und endete also: „Und nun möchtest du ausstreifen, grade so wie die Jette. Das soll der Schlüsselpunkt deiner Dämellei sein. Ne, mein Junge, so habet wie nicht gewettet. Du bleibst gefälligst in meinen Diensten — und wenn dir das etwa nicht passen sollte — wenn dir das etwa . . .“ er atme e schnauze und auf ein mal! Sten'ora klammte: „Paßt es dir nu oder paßt es dir nicht?“

Hoppentiedt schlug die Abfälle aneinander und brüllte zurück: „Zu befehlen, Herr Rittmeister!“

Weiter sagte er nichts, aber damit war alles zwischen ihm und seinem Herrn erledigt.

Preysing ließ wieder zu Pferde. Falkentenn ritt rechts neben ihm; links lenkte Tante Te ihren Schimmel.

„Der Himmel hat das Frauzenzimmer abschließend entwischen lassen,“ sagte Preysing. „Tante Te, das ist deine Schuld.“

„Na aber, Wilt, da muß ich doch jetzt bitten.“

„Natürlich — weiß du immer so häßliche Dienstmadel um dich haben mußt. An deine Hyperästhetik haben zwei meiner Strauße und ein Faßan glauben müssen.“

„Ich kann ja künstlich bloß Schanerböde engoalieren.“

Die ein Mensch, hohe Stirn, kleine Augen, blatte Nase und großer Mund. An den Händen hätten sie, heißt es, vier mit Schwimmhäuten besetzte Fingern. Es wird erzählt, daß die Kannibalen der Südsee Meerestiere und Meerfische einfingen und sie mit gutem Appetit verzehrten. Jetzt können sie jedoch auf der kanakischen Inselgruppe nicht mehr vorkommen, da man gefunden hat, daß fahlschwarzer Malaria mit Zeit besser schmeckt.

Aber so großen Schreck die Meerestiere und Meerfische auf auch bei den Seefahrern erregt haben, ihr Ruhm wird doch beträchtlich von dem der großen Seefahrt übertrifft. Heber dieses Wunder der Natur gibt es die verschiedensten Geschichten. Sie soll ein unmäßig schreckliches Antier sein, und die Schiffe, die sie mit lebhaften Augen gesehen haben, haben über ihre Wahrnehmungen vor Ältestern und Geistlichen Zeugnis abgelegt. Sie verzeihen, die Hautfarbe der Seefahrt sei dunkelbraun mit roten Flammen, die Augen seien groß und ungeschuldig blau, das Gesicht erinnere an das eines Pferdes. Wenn die Schlinge an der Oberlippe schwamm, so machten die Krümmungen ihres Rückens von weitem den Eindruck, als ob sich eine Menge großer Fässer mit einigem Zwischenraum auf dem Meere bewege. Nach einer anderen Beobachtung wäre die Seefahrt mit einem sehr scharfen Geruchswort ausgestattet und stübe besonders den Geruch von Hühnerfleisch, weshalb die Seefahrer nie veräußerten, solches mit sich zu nehmen. „Dagegen zeige sie sich sehr gern, wenn sie den Duft von Spiritus riecht.“ In einer alten Chronik heißt es, die Seefahrt sei „der köstlichste von allen Tieren der See“; sie gräse folgende Schiffe an, zu bewege die Waken wie Spaziergänger und schlude dann die ganze Besatzung in einem Hapden hinunter.

Der König aller Meerestiere aber ist der Krake. Wegen der ungeheuren Größe dieses Wundertiers bekommt man es nie ganz, sondern nur in seinem oberen Teil zu sehen. Nach dem Zeugnis eines dänischen Dichters, der wohl gerade etwas tief ins Glas geschaut hatte, muß das eigentliche Antier nicht weniger als eine Viertelmeile in der Länge. Auch nach einer anderen Aussage zeigte sich dieses Antier gern, wenn es den Geruch von Alkohol wahrte. Ein schwedischer Wärendfahrer von Fredebor von Grönsjöholm, der im Anfang des 16. Jahrhunderts gelebt hat, behauptete auch mit Bestimmtheit, den Kraken während einer Seevermessung in den Stocholmer Schären gesehen zu haben. Anfangs, so schildert er, schienen nur einzelne Punkte aus dem Meere aufzustehen; dann aber wurden zwei tangelauchartige Bügel sichtbar, worauf einige glänzende Spigen sichtbar wurden, die schließlich die Höhe eines Schiffsmaastes erreichten.

Man sieht, das Seemannslatein heißt allerlei Anforderungen an die Aufnahmefähigkeit derjenigen, die es lernen sollen. Aber dafür hat es vor dem römischen Latein einen großen Vorzug: es ist höchst amüsan!

## Bunte Zeitung.

Ein Wunsch beim König von Syrien. Seit der Festsetzung der Türkei ist der Emir Feisal, der König des neuerschaffenen Reiches, eine Persönlichkeit, die in der Weltpolitik keine unbedeutende Rolle spielt. Ein Mitarbeiter einer englischen Zeitung schildert einen Besuch bei diesem neuen Herrscher. Der etwa erwartete, diesen orientalischen Fürsten in der alten Wärendfahrer Damaskus von einem Hofstaat umgeben zu finden, der an „Laufend und eine Nacht“ erinnert, wird jedoch enttäuscht sein. Die praktische Beherrschung der modernen Kultur hat ihren Eingang auch in diese Hochburg der orientalischen Phantastie gefunden. Der König von Syrien wohnt, so erzählt der genannte Journalist, in einer ganz einfachen Villa. Eines Tages wird er einen Palast beziehen, aber gegenwärtig ist seine Residenz ein unansehnliches Haus, und die Wächterposten vor der Tür sind nicht orientalischer als das Gebäude. In ihrer Kastanienform sehen sie aus wie andere Soldaten, und höchstens kann man aus dem kleinen Stück Zeug, das hinten am Helm befestigt ist, etwas wie eine Nationaltracht ablesen. Der Emir sitzt in Kastanienform am Schreibtisch. Ein perlschöner Teppich liegt auf dem Boden, und der Tisch ist mit Perlmutter eingelegt. Aber damit hört aber die ostliche Einschlag auf. Neben ihm auf dem Tisch liegt ein Buch: Victor Hugos Gedichte. Er selbst ist ein Mann mit regelmäßigen Zügen, die den Charakter der Bornschmelze tragen. Seine Augen haben einen etwas unruhigen, melancholischen Ausdruck, seine Stimme ist leise, aber durchdringend. Er dürfte kein harter Mann sein, erscheint aber als eine feinfühligste und ideal veranlagte Persönlichkeit. Wenn man das unerbittliche

Wesen des Orients sehen will, muß man die westlichen des Orients verlassen und durch die alten Straßen schlüpfen, wenn sich die Abenddämmerung niederlegt. Hier sieht man noch Kavalladen solcher arabischer Weiler in weißen Wurnüssen, lange Kamelkarawanen, Gruppen von Frauen, die mit über der Brust gekreuzten Armen in ihren hellen Kleidern dahinschreiten und ihr Gesicht unter dichtem Schleier verbergen. Die Trachten der Männer verleihen dem Bild einer großen Farbereicheit, und vor dem Vortritt entfaltet sich das bunte Leben, das wir aus den Schilderungen des Orients so gut kennen. Die Ruhe der Händler überleben in der Luft, und wenn sich die Nacht niederstößt, läßt wieder melancholischer Gesang durch die balsamisch tuffende Stille. So ist Damaskus noch immer der letzte Zufluchtsort der orientalischen Romantik, aber auch hier wird bald der Geist herrschen, der die Weidens des neuen Harun al Raschid bereits erfüllt.

**Unerwartete Schmetterlinge.** Neben den Schmetterlingen, die einen angenehmen Duft verbreiten, gibt es, vor allem in den Tropen, Schmetterlingsarten, die läute Geräusche ausströmen. Es handelt sich dabei offensichtlich um eine Klasse im Kampf ums Dasein, die dazu dient, die Schmetterlinge gegen ihre Feinde zu verteidigen. Man nimmt an, daß der unangenehme Geruch die Vögel davon abhalten soll, die mit diesem besetzten Schmetterlinge zu fressen. Da aber die Geruchsvorgänge der Vögel kaum imstande sein würden, die unangenehmen Gerüche überhaupt wahrzunehmen, so rechtfertigt sich die Annahme, daß mit dem unangenehmen Geruch auch ein unangenehmer Geschmack verbunden ist, der die Vögel, nachdem sie einmal die schlechte Erfahrung gemacht haben, davon abhält, die betreffenden Schmetterlinge zu verzehren. Danach wäre der schlechte Geruch dieser tropischen Schmetterlinge nur eine Begleiterscheinung des Geschmackes und eine Warnung, die die Schmetterlingsfeinde, wie die Erfahrung lehrt, auch nicht unbeachtet lassen.

**Amerikas Reichtum an Erdsäurequellen.** Die von der Gesteuerung bedrückte Alte Welt hat allen Grund, Amerika um seine Schätze an Naturgas zu beneiden. Nach der von der amerikanischen Geological Survey aufgestellten Statistik hatte die Erzeugung von Erdgas im ganzen Lande im abgelaufenen Berichtsjahr einen Wert von 157 Millionen Dollar. Vor 20 Jahren stand Pennsylvania an der Spitze der Erzeugungsländer. Heute ist es von Virginien abgelöst, das eine jährliche Produktion im Werte von 57 Millionen Dollar aufweist, während Pennsylvania mit 29 Millionen Dollar an die zweite Stelle gerückt ist. Dagegen folgen in der Reihe der Erzeugungsländer Ohio, Oklahoma und Kalifornien.

## Literatur.

**Heinrich Angeli - Fest der „Moderne Welt“.** Am 3. Juli vollendete Heinrich Angeli, der wohlberühmte Meister der Wiener Porträtmalerei, sein 80. Lebensjahr. Aus diesem Anlaß hat die unter der Leitung von Ludwig Hirschfeld stehende illustrierte Monatschrift „Moderne Welt“ (Verlag Wien III) ihr sechsen erschienenen Fest Nr. 4 dem großen Porträtkünstler gewidmet. Ein Aufsatz von A. F. Sellmann beschäftigt sich mit Angelis künstlerischem Werdegang und Schaffen, ein Gespräch „Angeli erzählt“ enthält Persönliches und Erinnerungen aus Angelis Tätigkeit am österreichischen, deutschen und englischen Hof. Die bedeutendsten und besten Werke Angelis, werden hier zum ersten Mal im Zusammenhang reproduziert. Die Wiedergabe einer auch historisch interessanten Zeichnung Adolph Menges wird jeden Sammler erfreuen. Aus dem belletristischen Teil ist die neue Novelle Theobaldus Altmers, „Die Brüder Morini“, eine Erzählung von Frank Heller, die Beiträge von Max Martensfeld, Theodor Lessing und Alphonso Pechold vorzuziehen, ferner ein unbekanntes Wiener Autograph Lord Nelsons und eine Charakteristik der Wiener Musikweltwoche mit lustigen Karikaturen. Theaterbilder, Porträtaufnahmen von Damen der Wiener Gesellschaft, eine Beilage für Herrenmode, Sport- und Klubleben und der neuesten Pariser und Wiener Modellen für den Sommer geben dem Fest den Charakter des außerordentlich reichhaltigen und vielseitigen.

Zu beziehen durch die

Goethe-Buchhandlung

Saale a. Z., G. Meißner, 68  
Herrnstr. 4520.

„Was machst du auch wieder und beschneidest, daß sie die  
den Spieß verberben.“  
„Was machst du nun mit dem Lumpen, dem Theo finden?  
Soll ich ihn noch das andre Ohrklappchen abhören? Soll  
ich ihn vor den Staatsanwalt bringen?“  
„Kein von beiden. Unfinn. Die Sache wird einschlagen.“  
„Das glaub ich nicht, gnädigste Gräfin,“ wozu Follenstein  
sich. „Im Gegenteil, ich vermute, sie wird sich rasch herum-  
sprechen. Und dann ist Herr von Finken sowieso gerichtet.“  
„Fregling brummte etwas vor sich hin und wandte sich  
hierauf mit rauer Bewegung an Follenstein.  
„Hören Sie, Meister,“ sagte er, „der Ritter da in letzter  
Nacht ist nun nachts nicht mehr zu rebe reiten. Aber, wenn  
ich bitten darf: verzeihen Sie derlei fünfzig nach Mög-  
lichkeit.“  
„Madon, Herr Kämmerer, ich verstehe nicht recht.“  
Fregling war ein wenig verlegen. „Ich meine,“ fuhr  
er fort, „vermeiden Sie derlei einjame Ritte mit Fräulein  
Enia. Man soll nicht zweifeln den Klatsch herausfordern.  
Er umtobt uns sowieso zur Genüge.“  
Das Gesicht Follensteins blieb bewegungslos. Aber er  
neigte den Kopf.  
„Es war dies ein Tag der Aufregungen. Am Spätnach-  
mittage, nach Ankunft des zweiten Postboten, suchte Freg-  
ling die Gräfin auf. Er hatte einen Brief in der Hand.  
„Nann ich dich mal sprechen, Tante Te?“  
„Aber immer, Le'se Junge.“ Sie hatte ihre Hände  
steckend. Da sah sie am Fenster des Wohnzimmers und stridie  
Pulsanwärmer für die Weihnachtsfeier der Bauerntinder.  
„Es ist eine heillose Geschichte, Tante,“ sagte Fregling  
und warf den Brief auf den Tisch. „Die Döheline will mich  
verlassen.“  
„Nann!“ rief die Tante, und das Klappern ihrer Nadeln  
verstumte. „Nach doch seinen Unfinn, Will!“  
„Ist gar kein Unfinn. Tausende! Was sagst du bloß?!  
Frau von Hedmann verläßt mich — eure teure Freundin,  
diese reizende Frau!“  
Tante Te machte sich sehr beherrschend. Sie ließ die  
fleisigen Hände in den Schößen sinken.  
„Aber weshalb... ah, ich ohne schon die alte Geschichte  
— der Streit um den Erlernst!“  
„Ja, der. Justizrat Siebeler vertritt sie. Das ist das  
Tollste: Siebeler — einer meiner ältesten Freunde, über-  
nimmt die Gegenpartei! Das tut er doch, um mich mal wieder  
ein bißchen zu schmeicheln. Aber ich werde ihn nicht. Ich  
schreibe ihr einen sehr kurzen Brief. Den kann er sich dann  
hinter den Spiegel stecken.“  
„Wenn nur die Sache mit groben Briefen zu erledigen  
geh, Will. Mit Grobheit bist du immer rasch bei der Hand.“  
„Ich kann auch sehr sehr sein, wenn es mich gerade so paßt.  
Aber soll ich mich vielleicht noch bei Döheline bedanken, daß  
sie mit ein Stück meines Landes stehen will?“  
„Was das für Ausdrücke sind! Döheline hat erst gestern  
wieder gesagt, daß sie wahrhaftig eine treue Nachbarin ist.  
Daher toten Strauß konnten ihr doch ganz gleichgültig sein.  
Statt dessen hat sie mit ihrem Leuten Nacht für Nacht den  
Wald durchstreift, um die Täter zu fangen. Aber das erkennst  
du gar nicht an.“  
„Ach was, ich erkenne an, was vernünftig ist! Dies Nacht-  
ortigen Döhelines war aber einfach ein Operettentakt. Es  
hat ihr Spaß gemacht — sie weiß ja vor Langeweile nicht,  
wie sie die Zeit totschlagen soll. Meinemwegen. Wob ich  
soll sie zum Schicksalshörnerot in Ruhe lassen — das hab' ich  
hundertmal erklärt. Ist es denn nötig, daß sie die alte Streit-  
frage von neuem in Fluß bringe!“  
„Wenn sie sich in ihrem ganzem Rechte weiß.“  
„Quadaquä, sie ist reich genug und macht sich den Anteil  
was aus den drei Morgen Weizenland! Aber sie weiß, daß  
der Zügel einen Keil in meinen Weist treibt — und nun  
regert sie mich.“  
„So einige biß doch mit ihr.“  
„Das möchte sie, ich weiß schon. Liebe Tante Te, ich bin  
selbe. Sie sucht nach einer Anknüpfung mit mir. Is nicht,  
mein Tauschen! Ich verhandle nur durch den Anwalt.“  
„Nach, was du willst, mein Junge — auf meinen Rat

hast du ja doch nicht. Und nun sag doch mal fünf hin: ich  
möchte auch etwas mit dir besprechen.“  
„Ich habe keine Zeit, Tante, ich muß zu den Gärten...“  
Er war schon an der Tür.  
„Einen Augenblick, Will,“ rief die Gräfin ihm nach; „es  
handelt sich um die Wit.“  
Da machte er stracks kehrt. „Um die Wit?“ fragte er.  
„Ja. Du wollest doch sich sollte mal bei ihr wegen Brote-  
haken auf den Busch klopfen.“  
Will sehte sich. „Und —“  
„Das habe ich immerfort getan. Aber es kam nichts dabei  
heraus. Ich habe ihr von sämtlichen unglücklichen Ehen er-  
zählt, die ich kenne — lange Geschichten, die schon weit zurück-  
liegen. Sie hat gar nicht darauf reagiert. Aber heute hat  
sie selber von Bro Futen angefangen.“  
„Nann?“  
„Sente,“ wiederholte die Tante. „Sie war bei mir —  
so gegen elf... Will, das Mädchen ist sehr unglücklich.“  
Fregling schaute die Gräfin groß an. Seine Hände  
flügelten über seine Schenkel. Seine Schmutzbarthaugen  
zitterten.  
„Na, so erzählt doch!“ rief er. „Du siehst ja, daß ich darauf  
war! Schließ los — aber nicht brodenweise —“  
Zusammenhang! Warum unglücklich?“  
„Weil sie Bro Futen nicht liebt.“  
(Kochschma folgt.)

## Das Alibi.

Dorffolge von  
H. Lande.

(Nachdruck verboten.)

Am Ausgang der wilden Festschicht zwischen den rissigen  
Gumpen, wo die Heertruppen aufeinandertrifften, ist  
Kochschma.  
Von Turm des schlichten Gotteshauses wohnt die rote  
Fahne mit dem weißen Kreuz. Zwischen den Festschicht-  
tuben dringt sich das Donnerwort einzufluten, was in  
Personenführungen bis auf diesen Tag gebracht wurde. In  
der großen Augustkammer blühen helle kahlige Geräte,  
Werkzeuge, Herde- und Kleiderstücke. Während die Alten  
merkend und fleißig umherstreifen, stellen sich die Jungen  
unter der Arde zum Tanz auf.  
Mit heiterem Wohlgefallen sehen die Sommerfrischer  
dem Schupplattler zu — der nachdrastigen Darstellung  
von Angriff, Flucht, Eroberung. Die Tänzer entschließen  
einander, ziehen sich an, finden sich, hassen sich, wieder  
durcheinander. Leib an Leib — einfüßig gleitend, wiegend,  
hüben sie auf und wieder — ein Bild von Grazie und Kraft-  
entfaltung. Die Außen bearbeiten ihre Schenkel und Haden,  
schwätzen, juchzen, stampfen im Rhythmus. In fortwäh-  
render Streifenbewegung dreht sich das Tüchel rund  
um sich, und die kurzen Röde fliegen um dralle Beine.  
Noch ein Zuschaukel, den die Bergwand wehrlos wieder-  
gibt, und der Weigen ist aus. Die Festschicht, die mit  
dem Hauher Waltheis getanz hat, soll sich gerade drüben  
im Revier ein Zunderberg von ihrem Partner kaufen lassen  
da sieht sie den Bedenmacher Sylvest sehen, einen gereis-  
schlenen, kausbaren aber armen Weichen, der von der Ebene  
betriebsamant ist, beim reichen Festschichtern Dienste zu  
nehmen.  
Wescheiden tritt er zurück, dem schönen Paare Platz zu  
machen, aber seine nachblauen Augen leuchten frei und  
stolz, als ihm Kunt ein freundliches: „Grüß Gott, Syl-  
vest...“ zuzieht.  
Der Waltheis schaut vorbei, wird zornort und preht  
seiner Tänzerin schmerzhaft den Arm. „Drausht keinem  
anderen schon tun, wenn du mit mir gehst — hörst es?“  
„Geh, sei net hart,“ sagte die Kunt lieb, besänftigend,  
denn sie ist dem reichen Waltheis trotz seines ähnen Rufes  
angehen. „Der Sylvest ist ja ein braver, fleißiger Burfch,  
der dem Vater zwei Diensthöten erspart.“  
Der Waltheis, ein Wildling, der durch rohe Gewalt schon  
viel Schaben angerichtet hat und nur durch Geld und Ein-  
fluß bisher immer der gerechten Strafe entgangen ist,  
braut Kitzig an.  
„Nochher nimmt halt den Sungenleider...! Kannst  
es in verzeihen, daß du amal zu mir a'fagt hast, daß du  
mit mir gut bist.“  
Ihr helbes Lächeln erlischt. Der Waltheis, den i gern

glaubt hat, der ihn immer, wenn du so ungut, so un-  
willig und so hoffärtig bist...“  
Er hört nicht den bangen Ton fürchtender Liebe, er  
hört nur ihre Fürsprache für den Sylvest, der ihm längst  
ein Dorn im Auge ist, weil er einwandfrei lebt, der Kunt  
gefällt und oft stummer Zeuge von Waltheis' Habsichten war.  
Er reißt seinen Arm aus dem ihren und pflanzt sich vor  
Sylvest auf.  
„Mußt jetzt du allweil umeinanderrechen, wo unfer-  
eins ist?“  
Der Sylvest zog das Blut bei dieser frechen Anrede.  
Aber er bezwang sich um Kuntis willen, die erblichsch  
zurücktritt. Und auch der anderen wegen, die neugierig her-  
zutreten.  
„Unferneins — sagt du? Bist vielleicht du aus einem  
anderen Zeig wie ich?“  
„Du die Hell' ich mich gleich gar net hin, daß du's  
weißt.“ Schreit der Waltheis ihn an. „Hast g'meint, du  
brauchst nur zugucken und die schönste Dirn im Dorf  
mit deiner glatten Karve anlassen, dann wirft Großbauer —  
gelt? So schnell schiefen aber die Jager bei uns net...“  
„I bin aber a' h'nderer Jager und hab' mei' h'nder  
Weiß.“ entgegnet der Sylvest fleischbar ruhig, allein  
in seiner Stimme großt' wie dumpfe Gefahr. „Und wenn  
i wieder einmal ein' einjamen Wirgang mach' und  
find' dich bei einer Lumperei — dann tröpf' dich Gott...“  
Wier d'äufte ballen sich drohend...“

Epistel und Grate tauchen unter in letzte Loh. Bild-  
schön und erhaben karrten die Bergtronen in die Nacht.  
Es und zu fernes Almengeklänge, sonst ferliche Stille  
ringsum.  
Dieselbämmert wandert die Kunt aufwärts zur Sonn-  
hütte. Die Wra droben soll ihr heut', wenn die ersten  
Sternschuppen fallen, die Karren legen und das Schicksal  
bestagen, welcher der Rechte ist: der Waltheis, zu dem ihr  
Herz sie trotz allem mit Zaubergut zieht, aber der Sylvest,  
in dessen Nähe ihr so froh und leicht zu Sinn ist. Um die  
Fellende ziehend, sieht sie eine Gestalt ihr entgegen-  
kommen: der Sylvest mit einem Buschen roter Alpenrosen,  
wie er ihn, so lange sie blühen, allmorgens über ihre  
Türschwelle legt...  
Das Hütel artig zum Grube lästend, will er diskret an  
ihre vorüber, obgleich ihn dieser glückliche Zufall mit natür-  
licher Freude erfüllt. Aber Kunt, die der heutigen Auf-  
tritt beschließen möchte, will den Abend rein ausstatten  
lassen, amal gerade im Tal das W' Maria gekuldet wird.  
Sie W's, die ihn anredet.  
„Ist das net ein schöner Brauch, das Gebetsläuten, Syl-  
vest? Daß man den Tag mit einem Vaterunter dahingehen  
läßt... Und daß zu gleicher Zeit viel tauend Menschen  
denselben Gruß an die himmlische Jungfrau schicken, wenn  
die Sonn' scheidet?“  
„Ja,“ antwortete er leise. „Viel tausend. Ob arm oder  
reich, ob glücklich oder voll Harm...“  
„Bist heut voll Harm...“  
„Jetzt grad net, Kunt...“ Grad seht is mit zumut,  
wie dem Geier, der da droben schweift. Und fragen möcht'  
i wie der Wirrol da drüben der Kunt...“  
„Aber Wegen kannst net,“ neckt sie ihn, glücklich erlei-  
chert, daß er nicht verdrämt ist und nicht über sein un-  
zweckmäßiges Gesändnis, flüchten net...“  
„Reist gefehlt...“ Mit meiner Seel', wohin ich will,  
Kunt. Sogar auf die Steinbrechsig, wo du hinaufgehst...  
Iberal bin, wo du bist,“ schließt er kühn und macht  
Miene, sie begluten zu wollen. Aber das will sie nicht. Sie  
möchte ja heut ihr Gesicht betragen... „Na, na! Mir  
g'schieht schon net. Hab' ein gut's Gewissen...“  
„Recht so! Damit der mer sich überall hintrauen. Als-  
dann b'hielt Got, Drenbl...“ Und nur seine Augen  
wagen ihr zu folgen.  
Andern Tags findet man den Waltheis ausgeraubt und  
erschlagen auf der Steinbrechsig. Weil der Sylvest vom  
Zorlpersonal noch spät am Abend in der Nähe gesehen  
wurde, nimmt man ihn trotz seiner Beteuerungen ohne wei-  
teres fest. Er hätte leicht sein Alibi nachweisen können,  
aber er will die Kunt nicht ins Gerde bringen. Daß viele  
um den Streit bei der Kirchweih wissen, läßt ihr ihn  
schmerzliche Gewisheit.  
Zunehmender Kammerns verharzt die Kunt, die keinen  
Momeht an seine Schuld glaubt, obgleich alle Beweise gegen  
ihn sprechen. Eines Tages hält sie's nicht mehr aus. Sie  
tritt vor ihren Vater. „Ich zeug' heut für den Sylvest.

Tann wird er leicht freel...“ Und sie erzählt von der Be-  
gegnung um dieselbe Zeit eben, wo der Werd gefasht. Aber  
der Wille brüllt sie an: „Was fällt jetzt bei net ein? Muß  
jeder heiraten, wo du dich nachts herumtreibst — mit meinem  
Knecht? Soll ich mich noch bedanken bei ihm, daß er dich  
net ins Gerde bringt? Muß halten — verstanden?“  
Aber sie geht dennoch auf Winkgericht, und ihr guter  
Auf beschert die gefährliche Probe. Die öffentliche  
ungleich ist keine Gewinzen um, der zu diesem Beschacht  
eigentlich nie Veranlassung gab und den man in blühender  
Bereitschaft für einen einheimischen Ober verbannt hatte.  
Man bietet ihm Geld und Arbeit und will ihn wieder  
zu Ansehen bringen.  
Aber ihn aber ist es die Hauptfrage, daß die Kunt an  
ihm geblaut und ihn befreit hat. „Ich hätt' mir lieber  
die Jung' abgibt, als daß ich deinen Namen in meiner  
Sach' ins Protokoll gebracht hätt,“ sagt er, an ihrer  
Seite den Bergen entgegenstreichend und dankbar ihre Hand  
drückend.  
„Jetzt seht er aber doch droben,“ antwortete sie jählich.  
„Aber durch dich. Und bröim im Himmel schreiben ihn  
die Engel ins heilige Buch.“ Und dann nimmt er andächtig  
das Hütel vom Haupt und schaut auf die verblühenden  
Firn. „Ich hab' die Sonne doch schon oft sterben sehen.  
Aber so schön wie heut is's noch nie untergegangen...“  
„Das macht, weil wir so glücklich sind,“ sagt sie, bei  
seiner Seite an ihn lehrend, und ein seltsam sprühend Glim-  
mern geht von Aug' zu Aug', wie noch nie, so oft sie sich  
auch schon angeschaut hatten...“

## Seemannsatein.

Seltene Schiffergeschichten.

In diesen Ferientagen, da so viele Ausbranten an der  
See weilen und mit dem eigenartigen Willen der Fischer  
und Schiffer in enger Verbindung kommen, ist so mancher  
einen tieferen Blick in das Seelenleben dieser verkehrten  
Naturen, die sich dann zu oft nicht geringer Verhöhnung  
feinewegs als phantastisch, sondern im Gegenteil als  
überaus humorvolle Leuten erweisen. Dieser humor kommt  
besonders in den Geschichten von Ausbruch, die unter der  
besonderen Bevölkerung von Mund zu Munde gehen  
und in langweiligen Stunden an Bord immer wieder mit  
Wohagen erzählt werden. Hier und da hat auch die Land-  
arbeit schon einmal etwas von Kabarettmann gehört, und  
die selbsthafte Seefahrt hat, in anderem Sinne, geradezu  
Verhöhnung erlangt. Aber es gibt noch andere Schiffer-  
geschichten, und zwar nicht nur bei den Seelenten der deut-  
schen, sondern auch der skandinavischen Küste. Und da ist es  
denn oft höchst amüßig, zu sehen, wie sich in diesen Schiffer-  
geschichten Spott und Humor mit allerlei Einrichtungen  
abspielen, die den Seemann angehen und in kein Leben ein-  
greifen.  
Ein paar solcher lustiger Seemannsathuren erzählt im  
Stockholmer „Nöstenbladet“ ein Mitarbeiter, der sich „Sanne-  
mar, der Segler“ nennt. Der erste, der nähere Bekann-  
schaft mit den Hundern des Meeres gemacht hat, war, so  
blaubert der Mitarbeiter, der Prophet Jonas. Er sagt, die  
Theologen hätten lange gegemacht, ob es möglich war, daß  
Jonas in den Bauch des Haihais kommen konnte. Man  
soll sich hinsichtlich auf die Lösung geinigt haben, es sei  
das nur deshalb möglich gewesen, weil Jonas einer der  
heiligen Propheten war. Das erklärt auch, warum er so  
leicht ausgehen wurde. Es er aber wirklich bei der An-  
kunft im Stadthafen von Rindis auf den Fisch einen  
Schonab nahm, ist nicht sicher bekannt. Gunnemar der Seg-  
ler hat indessen Theologen, um der Fröhlichkeit beim  
Schöpfen des verfallenen, nachdrücklich betonen hören, daß  
sich in der heiligen Schrift nichts finde, was mit einer  
solchen Annahme in Widerspruch liege. Dagegen dröhren  
die frommen Männer einem ferlichen Jüngling mit dem  
hüßlichen Feuer, als er behauptete, die Dreitausender des  
Propheten Jonas im Bauch des Haihais sei von phantasi-  
schen Matriosen, die abends auf der Bad saßen und Stat  
hielten, erzählt worden und die erste Schiffergeschichte  
der Welt!  
Daß der Alkohol in diesen Geschichten keine kleine Rolle  
spielt, versteht sich am Waude. Selbst Seemann und Meer-  
frauen kammerten sich aneinander nicht wenig um das bei  
den Schiffern so beliebte Wäffchen. So zeigte sich ein-  
mal eine Meerfrau einem „höligen“ Schiffer und hat  
im eindrucklich, das Trinken zu unterlassen. Diese Meer-  
männer und Meerfrauen sollen einen runden Kopf haben

